

RAUS AUS DER KOMFORTZONE

»Stadtluft macht frei« hieß es im Mittelalter. Rein in die Stadt, das bedeutete damals auch: raus aus politischen, rechtlichen und ökonomischen Abhängigkeiten. In feudale Strukturen eingebundene Landbewohner mit einem Minimum an Abenteuerlust flohen in die Städte, wo sie dem Zugriff ihrer Grundherren erst einmal entzogen waren und von ihnen »nach Jahr und Tag« auch nicht mehr zurückgefordert werden konnten. Wer es in die Stadt schaffte, hatte sich aus den Zwängen der Sippe und der feudalen Herrschaft befreit und schwor sich mit Gleichgesinnten in einem ganz neuen Sozialgefüge, der Bürgerschaft.

In gewissem Sinne macht Stadtluft auch heute noch frei. Allen ökonomischen Konventionen und allen Vereinnahmungsversuchen von dieser oder jener Seite zum Trotz bieten die (Groß-)Säde unserer Zeit weitgehend plurale, heterogene und offene Strukturen, die so »auf dem Lande« nicht zu finden sind. Damit sind europäische Stadträume wichtige Laboratorien der sozialen und kulturellen Entwicklung unserer Zeit. In Bezug auf die Zukunft von Wirtschaft und Arbeit, in Bezug auf Wohnformen und Lebensstile, in Bezug auf soziale Zugehörigkeiten und nichtmonetäre Formen von Anerkennung.

Das Experimentieren in diesen Laboratorien erfordert vom heutigen Städter das, was schon die flüchtigen Landleute des Mittelalters mitbringen mussten: ein wenig Abenteuerlust. Wer neue Mobilitätskonzepte oder Schulformen ausprobieren, wer die Nutzung des öffentlichen Raums neu definieren, wer Gentrifizierung und ökonomischer Verwertungslogik etwas entgegensetzen will, muss raus aus der Komfortzone, raus aus scheinbar sakrosankten Konventionen. Das kann mal eher spielerisch geschehen, mal bringt es jede Menge Arbeit mit sich oder erfordert einen langen Atem. Auf den folgenden Seiten beleuchten vier unserer Autoren kleinere und größere Ausbrüche aus Gewohntem und Altbekanntem auf ganz unterschiedliche Weise. ■

Im Zeichen des Z: Seit Mai ist das Zentralwerk in Pieschen offiziell eröffnet.

DRESDENS HEIMLICHE REVOLUTION

■ Text: Martin Linke

Schaffe, schaffe, Häusle baue – Wohneigentum ist für die meisten Deutschen immer noch der gängige Weg raus aus der Mietnechtschaft. Doch es geht auch ganz anders: mit gemeinschaftlichem Besitz.

Es ist kein Klischee, dass sich in der Residenzstadt die Uhren ein bisschen langsamer drehen. Doch das andere Bild der Stadt, das bunte, aufgeschlossene oder sogar progressive wird zunehmend stärker. In einem Bereich spielt Dresden sozusagen sogar in der Bundesliga: bei der Schaffung nicht-kommerziellen Wohnraums. Wer hätte das gedacht!

Ein Beispiel dafür ist das Zentralwerk in Pieschen, früher eine Druckerei und ganz früher eine Waffenfabrik. Eine eigens gegründete selbstorganisierte Genossenschaft schuf hier Platz für 22 Wohnparteien und mehr als 60 Ateliers und Gewerberäume. Laut Vorstandsmitglied Anja Kempe liegt das Hauptaugenmerk des Zentralwerks auf dem kulturellen Angebot: »Uns ist es besonders wichtig, dass wir uns nicht von der Gesellschaft abkapseln, sondern kulturelle Angebote für alle Menschen schaffen.« Mit Konzerten, Ausstellungen und Diskussionsabenden soll vor allem auch die direkte Nachbarschaft angesprochen werden, in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft auch mit einer Kneipe.

Besitzer des Objekts sind über Genossenschaftsanteile die Bewohner. Eine – vergleichsweise geringe – Miete müssen sie dennoch aufbringen, um die Kredite zu stemmen, mit denen die Sanierung bezahlt wurde, denn nennenswertes Eigenkapital hatten die wenigsten. Besitzer und Eigentümer sind nach deutschem Recht jedoch zweierlei Paar Schuhe: Eigentümer des Geländes ist die Stiftung »trias«, die die Fabrik für die Genossen gekauft hat und sie ihnen nun per Erbbaurecht für die nächsten 99 Jahre verpachtet. Die 40 Genossen arbeiten nicht profitorientiert, somit können alle Räume kostendeckend angeboten werden und sind nicht der Marktlogik ausgesetzt. Von Miethaien wird hier also auch in Zukunft keiner verschluckt.

Im Vergleich zum genossenschaftlichen Ansatz ist das bundesweit agierende »Mietshäuser Syndikat« recht neu. Die Idee stammt aus Freiburg, wo ehemalige Hausbesetzer einen Weg aus der Illegalität gesucht haben. Laut Kristina, einer Beraterin des Syndikats und selbst Bewohnerin eines Projekts auf der Berliner Straße in der Dresdner Friedrichstadt, steht demzufolge auch die Schaffung von Wohnraum im Vordergrund. »Allerdings gibt es bei fast allen Syndikats-Projekten auch ein kulturelles Angebot und den Versuch einer aktiven Einbindung der direkten Umgebung«, so Kristina.



MEHR INFOS:
www.syndikat.org
www.zentralwerk.de
www.stiftung-trias.de

Das Projekt kommt zustande, indem sich eine Gemeinschaft findet, die eine GmbH gründet. Das Syndikat wird ebenfalls Gesellschafter dieser GmbH und gemeinsam wird dann das in Frage kommende Haus gekauft. Das ganze Konstrukt ist – wie auch die Zentralwerk-Genossenschaft – nach dem Solidarprinzip gestrickt, womit theoretisch auch Hartz-IV-Empfänger bei dem Modell mitmachen können.



Dem Syndikat, also einem Unternehmensverband aus allen diesen Projekten, obliegt am Ende jedoch das entscheidende Stimmrecht bei etwaigen Hausverkäufen: »Der Vorteil des Syndikats ist, dass die Syndikats-Häuser nicht dem Markt zurückgeführt werden können. In so einem Fall müsste es zustimmen, was faktisch ausgeschlossen ist«, sagt Daniel, ein Bewohner des Wohnprojekts auf der Robert-Matzke-Straße in Pieschen, und ebenfalls Syndikats-Berater. Wie Kristina will auch er wegen mehrfacher Anschläge von Neonazis seinen Nachnamen lieber nicht nennen.

Bis heute hat das Syndikat bundesweit 124 Objekte mit insgesamt 117 Bewohnern, davon 33 Kindern, aus dem privaten Markt »befreit«. Die meisten Projekte wurden in Freiburg, Berlin und Leipzig verwirklicht – doch auch in Dresden gibt es bereits sechs solcher Häuser. Damit hat Dresden genau so viele Syndikatsobjekte, wie das um ein Vielfaches größere Hamburg. Durchaus bemerkenswert für eine Stadt, in der die Mieten, trotz rasanter Anstiege in den letzten Jahren, immer noch deutlich unter denen vieler westdeutscher Großstädte liegen. ■